Fänger im Bambus

Sie leben im Dschungel, kämpfen in einem Bürgerkrieg und verhandeln das Erwachsenwerden. Alles gleichzeitig. Unterwegs mit Myanmars Revolutionären.

Von Andreas Babst, Neue Zürcher Zeitung, 29.11.2025

«Hast du schon mal die Nase voll gehabt?», sagte ich. «Also, hast du schon mal Angst gehabt, dass alles scheusslich wird, wenn du nicht was tust? Also, magst du die Schule und den ganzen Kram?» – aus Der Fänger im Roggen von J. D. Salinger

Das Buch steht im Dschungel, auf einem selbstgezimmerten Büchergestell, in dem Hühner nisten, wenn niemand aufpasst. Mi Ta La Nyan passt auf. Sie hat die Bücher hierhergeschafft. Sie ist es, die ihre Kameraden zum Lesen anhält. «Für die Revolution musst du im Kopf stark sein», sagt Nyan.

Das Buch steht ganz unten im Regal. Auf dem obersten Brett: englische Bücher. Auf dem mittleren: politische Bildung in Burmesisch, Sachbücher, von Francis Fukuyama zum Beispiel. Auf dem untersten: Romane in Burmesisch. Und dort J. D. Salingers *Der Fänger im Roggen*, ein Buch aus dem Jahr 1951 übers Erwachsenwerden, ein Klassiker der englischsprachigen Literatur. Der Protagonist Holden Caulfield irrt durch New York, durch die Welt der Erwachsenen, in der er sich nicht zurechtfindet und zu der er nicht gehören will, weil alle Heuchler sind.

«Das war ich, vor der Revolution», sagt Nyan, «bevor ich anfing zu denken.»

Der Fänger im Roggen ist in Myanmar ein ziemlich populäres Buch. In der burmesischen Übersetzung hat es einen weniger rätselhaften Titel: «Der vom Wind Verwehte».

Seit dem Frühling 2021 befindet sich Myanmar in einem Bürgerkrieg. Damals putschte das Militär gegen eine demokratisch gewählte Regierung. Im ganzen Land brachen Proteste aus. Die Generäle liessen auf die überwiegend jungen Demonstranten

schiessen. Tausende von ihnen zogen sich zurück in den Dschungel, um von dort einen Guerillakrieg gegen das Regime zu führen. Sie bildeten neue Gruppen oder schlossen sich bestehenden an, die seit vielen Jahren gegen die Regierung kämpften. Sie lebten fortan in Bambushütten, in Hängematten, unter Plastikplanen in den überwachsenen Bergen Myanmars, dieses Landes, das fast alles hätte: Bodenschätze, Natur, die Touristen bestaunen könnten. Das ideal liegt, um zu handeln, mit Grenzen nach Indien und China. Aber das nie lange genug friedlich war, um sich so rasant zu entwickeln wie der andere Nachbar, Thailand. Über viereinhalb Jahre dauert der Bürgerkrieg schon. Über 82 000 Menschen sind tot.

Nyan war ein Teenager, als die Generäle putschten. Heute ist sie 22. Vor fast zwei Jahren beschloss sie, Revolutionärin zu werden. Die Gruppe, in der sie kämpft, heisst MSRF: Mon State Revolutionary Force. Offizielle Mitgliederzahl: 229. Die meisten sind wie Nyan in ihren Zwanzigern, die jüngsten sind Teenager. Sie leben im Dschungel, kämpfen in einem Bürgerkrieg und verhandeln das Erwachsenwerden. Alles gleichzeitig.

Nyan und ihre Kameraden lassen sich das erste Mal von Journalisten begleiten. Sechs Tage lang zusammenleben im Dschungel. Wie fast jeder Krieg besteht auch dieser aus Warten, besonders wenn es regnet. Also erzählen sie, Nyan und ihre Kameraden wollen vieles loswerden. Geschichten einer Revolution in einem fast vergessenen Teil der Welt, die nur scheinbar nichts mit uns zu tun hat.

*

Das Hauptquartier der MSRF sind ein Dutzend Hütten aus Bambus und Baumstämmen, die Dächer mit Palmenblättern bedeckt, ihre Grundstücke den Bananenstauden, den Betelnusspalmen, den Bambussträuchern und dem Unterholz abgerungen. Die Berge, die sie einschliessen, sind nicht hoch genug, dass die Bäume abgeschält wären. Eine Tagesreise entfernt liegt die thailändische Grenze. Die Fahrt zum Camp führt über unbefestigte Strassen, die mehr Gräben sind, aufgeweicht vom Regen, der dieses Jahr gefühlt nicht aufhören will.

Nyan sitzt an einem Nachmittag Ende Oktober auf dem Holzboden und zündet sich noch eine Zigarette an. Der Regen zieht einen Vorhang um die Hütte. Frauen in Myanmar sollen nicht rauchen, es ist verpönt, «was soll das?», fragt Nyan. Die

Revolution ist für sie eine Gelegenheit, alte Geschlechterrollen aufzubrechen. Sie raucht jetzt Kette. Der MSRF trat sie bei, kurz nachdem jene beschlossen hatte, Frauen aufzunehmen – Nyan will beweisen, dass auch Frauen Revolutionärinnen sein können. Erst flog sie eine Drohne, einmal geriet sie dabei unter Artilleriebeschuss. Dann merkte jemand, dass Nyan druckreif spricht, und das in Englisch. Jetzt macht sie Videos für Social Media: Sie versucht Geld aufzutreiben und neue Rekruten. Der Preis dafür ist hoch: Ihr Gesicht ist im Internet; solange die Generäle regieren, kann sie nicht mehr nach Hause.

Sie ist hier in Mon aufgewachsen, der Provinz im Südosten Myanmars, ganz in der Nähe der Hauptstadt Mawlamyine. Ihre Mutter verbot ihr, gegen den Putsch auf der Strasse zu demonstrieren. Nyan gehorchte, sie war noch in der Schule.

Ihren Frust schrieb sie anonym ins Internet, eine «Tastatur-Kriegerin» sei sie damals gewesen. Nach dem Abschluss wollte Nyan nicht an eine der staatlichen Universitäten wechseln. «In der Schule durften wir nichts hinterfragen.» Sie hockte daheim und belegte Kurse an einer Fernuni. Ihre Freunde zogen ins Ausland, um Geld zu verdienen. Manchmal fühlte es sich an, als sei sie die Einzige, die es störte, dass sie in einer Diktatur lebte.

Nyan hat ein vibrierendes Lachen und auch etwas Stures, vielleicht eher: Kompromissloses. Ihre Arme sind von Insektenstichen vernarbt – ein Überbleibsel ihres Dschungeltrainings, als Schlamm in die offenen Wunden gelangte und sie sich keine Zeit nahm, sie zu desinfizieren und zu reinigen. Wenn andere junge Frauen ihr auf Facebook schreiben, sie wollten auch Revolutionärinnen sein, dann will Nyan zuerst herausfinden, ob sie wirklich für die Revolution brennen. Oder ob sie einfach Bilder in Uniform für Facebook und Instagram machen wollen. «In Myanmar wollen Frauen sich immer an einen Mann anlehnen», sagt sie. Nyan will Revolutionärinnen, keine Mädchen, die ihren Freunden in den Bürgerkrieg folgen.

Im Januar 2024 brach Nyan schliesslich von daheim auf. Sie schlich sich aus dem Haus und fuhr Richtung Rebellengebiet. Sie telefoniert nicht mehr viel mit ihrer Mutter. «Sie weint immer.»

Kurz nach dem Regen, wenn die Sonne flach in den Dschungel scheint, dann glitzert und spiegelt das Grün. Der Wald wird zum Ozean, und die Bambushütten sind eine Insel.

*

Wie macht man Revolution? Es ist eine Frage für Major Htoo, den Kommandanten der MSRF. Er hat sich seinen militärischen Titel nicht selber verliehen, er hat ihn verdient, in einer früheren Revolution. Sein Haus liegt in einem Dorf, dessen Name geheim bleiben muss, am Fuss des Hügels, auf dem das Hauptquartier steht. Es ist spärlich möbliert, aber es hat Betonwände. Es ist nicht so, dass sich Htoo viel herausnimmt – seine Truppen erzählen, es gebe wohl keinen anderen Kommandanten in ganz Myanmar, der seinen Teller selbst abwäscht nach dem Essen. Aber ein bisschen Komfort schon. «Ich bin der Älteste hier», sagt Htoo. Er ist 51 Jahre alt.

Htoo weiss, wie man Revolution macht. Seine Kämpfer-Tattoos erzählen davon, sie sind schon fast verblasst, ihre Linien verfliessen unter der harten Haut. Die Tattoos seiner jungen Untergebenen sind noch frisch. Htoo beherrscht das Kunststück, auf der Ladefläche eines Pick-ups zu sitzen und trotz Schlaglöchern einen vollen Whiskey-Tumbler zu balancieren. Er hat in seinem Leben nicht viel anderes gemacht als Revolution.

Myanmar, das bis 1989 Burma hiess, ist seit der Unabhängigkeit von der Kolonialmacht Grossbritannien 1948 ein fragmentierter Staat. 135 verschiedene Ethnien leben in diesem Land, in Regionen, die teilweise schwer zugänglich sind, wegen der Berge und des Urwaldes. Nach der Unabhängigkeit setzte sich in der damaligen Hauptstadt Yangon und unter der ethnischen Mehrheit der Burmesen ein Denken durch, das nicht neu war, schon die Briten kannten es und vor ihnen die burmesischen Könige: Dieses Land lässt sich nur mit Gewalt zusammenhalten. Kurz nach der Unabhängigkeit übernahm das Militär die Macht. Zwangsarbeiter bauten Waffenfabriken und Eisenbahnen. In den folgenden Jahrzehnten wurde Myanmar ein isolierter Staat, wenig drang hinein, wenig drang hinaus.

Von aussen sah es aus, als würden die Generäle das komplette Land beherrschen. Tatsächlich war es komplizierter. Viele Ethnien bildeten eigene Armeen. Auch die Ethnie der Mon. Htoos Vater war im Führungszirkel der grössten Mon-Partei und in

deren militärischen Arm. Mit 16 schloss sich auch Htoo den Revolutionären an, da habe es gar keine Wahl gegeben, sagt er heute.

Die Mon-Revolution ähnelte den Aufständen anderer Ethnien, die sich, weit entfernt von den Machtzentren im Landesinneren, auflehnten. Sie machte international wenig Schlagzeilen. Eine andere Revolution dagegen schon: 1988 demonstrierten Studenten in Myanmars Städten gegen das Regime. Die Proteste waren eine Art Vorgänger der Aufstände von 2021. Auch damals zogen junge Demonstranten aus der Stadt in den Dschungel, sie schlossen sich Gruppen an wie jener, in der Htoo kämpfte. Aber sie blieben nicht. «Die Zeit verging, und irgendwann sind sie alle nach Thailand verschwunden, um zu arbeiten», sagt Htoo.

Die Mon-Revolution endete 1995, als die mächtigste Mon-Partei einen Waffenstillstand mit der damaligen Militärregierung unterzeichnete. 2015 tolerierte das Militär demokratische Wahlen, eine Regierung unter der Friedensnobelpreisträgerin Aung San Suu Kyi übernahm, und kurz war Myanmar offen, und alles schien vielversprechend. Die Mon entwaffneten sich, offiziell zumindest. Bis zum Putsch 2021.

Htoo war 2021 eigentlich schon im Ruhestand. Aber er sah die Bilder, wie das Militär in den Städten auf Demonstranten schoss. «Wenn ich Leichen sehe, da bewegt sich bei mir nichts, davon habe ich genug gesehen. Aber der Mut dieser jungen Generation . . . das inspirierte mich.» Htoo gründete im Sommer 2021 seine eigene Gruppe, die MSRF, er glaubte, es sei der richtige Moment, wieder Revolution zu machen, und er wollte den Jungen zeigen, wie es geht, «wenn du Reis kochen willst, dann muss jemand das Feuer anzünden», so sagt es Htoo. Er begann mit sieben Leuten und drei Gewehren und einem Überfall auf einen Aussenposten des Militärs. Seither schlossen sich mehr und mehr junge Menschen Htoo an.

Htoo kommt aus einer Generation, in der eine Guerillarevolution noch das war, was Che Guevara in seinem Standardwerk Guerilla Warfare einst beschrieb: ein nie endender Marsch durchs Unterholz, alle diszipliniert, alle indoktriniert. Sie lasen nicht den *Fänger im Roggen*, sondern nur die Memoiren von Ho Chi Minh, der die nordvietnamesischen Kommunisten in den Kampf gegen die Amerikaner führte. Und

wenn ein Kamerad das alles nicht mehr aushielt, den Dschungel oder den Krieg, rannte er davon, «komplett verrückt, mit kaputtem Gehirn», erzählt Htoo.

Er wirkt manchmal selber erstaunt, über die jungen Leute, die er jetzt kommandiert. Nur schon das Hauptquartier, jemand hat Origami-Papiere gefaltet, die von den Dachbalken hängen, «damals sah das ganz anders aus», sagt Htoo. Seine Soldaten airdroppen sich Spielfilme aufs Smartphone, die sie aus dem Internet gesogen haben, derzeit populär: «Der Club der toten Dichter» und «Into the Wild». Wer will, kann einen Online-Termin bei einem Mental-Health-Coach buchen.

Vielleicht ist ein Teil von Htoos Popularität bei seinen Untergebenen, dass er sie einfach machen lässt, oben im Hauptquartier. Er stellt ein Mindestmass an Disziplin sicher: Lässt sie zweimal am Tag antreten zum Appell, Mahlzeiten gibt es ebenfalls nur zweimal täglich, Internet über den Starlink nur morgens und abends. Es ist immerhin ein Krieg, den sie hier führen.

Und Htoo versucht den Jungen etwas beizubringen, was man wohl lernt, wenn man so lange kämpft wie er: Geduld. «Die Jungen denken, eine Revolution dauere ein paar Jahre, und dann ist es vorbei. Aber so funktioniert das nicht.»

*

Ein Morgen oben im Hauptquartier, Nyan nimmt ein Video auf: Die Truppe muss sich bei einem Spender bedanken. Nyan hat ihr Smartphone auf einem Stativ installiert und eine kurze Rede in ihr Notizbuch geschrieben. Mit der Spende haben sie einen Sack Landminen gekauft, klein wie Tennisbälle. Sie schlendert über den Appellplatz, übt flüsternd ihre Rede und raucht. Fürs Video hat sie ihre Uniform angezogen, sie trägt sie nicht besonders gerne, wegen des Gurtes, der ist unbequem, und erst gaben sie ihr eine Hose in der falschen Grösse, «sah nicht sehr cool aus». Meistens trägt sie Baggy-Hosen und ein übergrosses T-Shirt.

Eine Revolution kostet Geld. Das Jahresbudget der MSRF beträgt 175 000 Franken für Essen, Uniformen, Transport. Eine Revolution braucht Pick-ups, die aber im feuchten Dschungel ständig kaputtgehen. Diese Revolution braucht Waffen, die MSRF hat nicht genug für jeden Soldaten, und die Sturmgewehre sind mit Klebeband geflickt. Und eine bewaffnete Revolution braucht Munition, das ist das Grundproblem

jedes Guerillas, dass er nie so viel feuern kann wie sein Gegner, weil Kugeln kostbar sind. Sie kosten 1 Franken 50 das Stück.

Hier aber fehlt das Geld. In Mon gibt es keine Gold- und Edelsteinminen, in Mon gibt es kein Opium, das sich über die Grenzen verkaufen lässt. Manche Revolutionsführer in Myanmar sind längst zu Warlords geworden, sie besetzen Ressourcen, drangsalieren die lokale Bevölkerung mit Schutzgeld und haben vergessen, dass sie eigentlich gegen die Unterdrücker kämpfen wollten. Die MSRF finanziere sich allein mit Spenden, sagen ihre Mitglieder, sie erhebe keine Steuern in den umliegenden Dörfern.

In Mon gibt es fast ein Dutzend Rebellengruppen, die manchmal zusammenarbeiten, manchmal nicht. Major Htoo verbringt einen guten Teil seiner Tage damit, andere Kommandanten zu treffen, Pläne zu schmieden und zu verwerfen. Es gibt noch immer die mächtige Mon-Partei, die ihren Waffenstillstand mit dem Militär einhält. In manchen Gruppen kämpfen nur Mon, in der MSRF kämpfen auch andere Ethnien. In den wenigsten kämpfen Frauen. Manche kämpfen für Demokratie in Myanmar und einen föderal organisierten Staat, andere wollen Unabhängigkeit, und fast alle sehnen sich nach einer Vergangenheit viele hundert Jahre entfernt, als das Königreich der Mon nicht nur weite Teile Myanmars, sondern auch Thailands regierte.

«Die sind immer in der Vergangenheit», sagt Nyan, die noch so viel Zukunft vor sich hat. Für ihr Video türmt sie Landminen auf den Campingtisch vor sich, mit einer Nonchalance, als wären es tatsächlich Tennisbälle.

Nyan findet, man könnte Revolutionären auch einen richtigen Lohn bezahlen. Sie erhalten neben Essen und Kleidern zwar ein kleines monatliches Taschengeld, aber das reicht gerade für eine Stange Zigaretten. Aber sie seien alle jung, und natürlich gibt es eine Zukunft nach dem Kampf, irgendwann, vielleicht will sie heiraten. Dafür müsste man doch etwas zur Seite legen können. Sie hat die kommunistische Guerillaliteratur nicht gelesen. Das hier ist ihre Revolution, kein Abklatsch einer alten.

*

Die Kameraden nennen ihn Anker, eigentlich heisst er Aung Thu, aber er kommt aus einem Küstendorf, er hat die Schule abgebrochen, und am nächsten Tag schlich er

aufs Fischerboot seines Onkels. Deshalb: Anker. Jetzt ist er 30 Jahre alt. Alles, was er tut, besorgt er behutsam. Wenn er ein Sturmgewehr auseinandernimmt, um eine verklemmte Hülse aus dem Lauf zu klauben – Anker ist der Waffenmeister. Wenn er die Rinde vom Brot zupft. Wenn er seine Pflanzen pflegt. Anker ist auch der Gärtner.

«Jedenfalls stelle ich mir dabei immer lauter kleine Kinder vor, die in einem grossen Roggenfeld spielen und so. Tausende von kleinen Kindern, und niemand ist da – also, kein Grosser –, nur ich. Und ich stehe am Rand eines verrückten Abgrunds. Und da muss ich alle fangen, bevor sie in den Abgrund fallen – also, wenn sie rennen und nicht aufpassen, wo sie hinlaufen, dann muss ich irgendwo rauskommen und sie fangen. Und das würde ich den ganzen Tag lang machen. Ich wär einfach der Fänger im Roggen und so. Ich weiss, es ist verrückt, aber das ist das Einzige, das ich richtig gern wäre. (. . .)» – aus «Der Fänger im Roggen» von J. D. Salinger

Anker sagt: «Der nächsten Generation lassen wir nicht Pulverdampf zurück, sondern Blumen.» Ein Fänger im Bambus.

Er hat mit seiner Familie gebrochen, um sich der Revolution anzuschliessen. Sein Vater arbeitet bei der Hafenbehörde, und damit für das Regime. Anker glaubt, der Vater habe ihn mittlerweile enterbt. Auch deshalb die Pflänzchen. Er sagt, das hier sei jetzt sein Zuhause. Und die Kameraden seine kleinen Brüder und Schwestern.

Bevor er aufbrach in den Dschungel, unternahm sein Vater einen letzten Versuch: Er wollte ihm eine Reise über die Grenze nach Thailand bezahlen, damit er dort Arbeit suche. «Aber ich wollte nicht egoistisch sein», sagt Anker. Diese Revolution, sie gibt ihm das Gefühl, Teil zu sein von etwas Grossem.

«Das Wichtigste ist, dass wir vorwärtskommen. Auch wenn wir nicht rennen, dass wir immerhin gehen», sagt er.

Wahrscheinlich hat niemand in dieser Gruppe so gut gelernt, mit dem Dschungel zu leben, wie Anker. Er weiss, welche Bäume man fällen kann, weil sie alt sind, und welche man besser stehen lässt. Er dreht Zigarettenfilter aus Palmblätter-Fasern. Es ist nicht einfach für die Stadtkinder hier im Dschungel, im Sommer leiden fast alle an Malaria, und die Chloroquin-Tabletten, die sie einnehmen, führen zu Durchfall. Es gibt Schlangen im Camp und Ratten. Und die Üppigkeit der Natur, das ständige Wachsen

und Faulen, es kann auf die Stimmung schlagen, dem Dschungel ist alles gleichgültig. Aber Anker ist ein Meerkind, er weiss, wie es ist, etwas Unwägbarem ausgesetzt zu sein.

Er leidet an einem alten Liebeskummer, aber hat eine neue Freundin. Er hat sie an der Front kennengelernt – er und seine Kameraden übernachteten auf dem Hof ihres Vaters. Er hat ein Foto von ihr auf dem Handy. Wenn sie Internet hat, schreiben sie sich. Würden sie heiraten, müsste Anker den Hof übernehmen, manchmal denkt er darüber nach, aber ein Plan ist es nicht, eher ein Traum.

Vor seiner Hütte hat er ein Beet angelegt. Er hat mit Bambusstücken einen kleinen Zaun gebaut, damit die Hühner im Camp nicht hineintapsen. Täglich gräbt er die Erde um. Noch ist das Beet leer, aber bald ist es bereit für die Pflänzchen in seinen Plastiktöpfen. Wenn Anker sie giesst, spricht er ganz leise mit ihnen, er sagt Dinge wie: «Wenn du gross bist, dann werden alle über dich staunen.» In seinem Beet sollen dereinst farbige Blumen spriessen. Wenn es jemandem in der Truppe schlechtgeht, dann will Anker den Kameraden zu den Blumen führen, damit er sich an ihnen freut.

*

Immer nach dem Abendessen gibt es Internet im Hauptquartier. Körper sacken in diese völkerverbindende Krümmung, das blasse Licht der Smartphone-Bildschirme beleuchtet junge Gesichter. Manche schreiben mit ihren Eltern und Freunden. Manche hören Musik auf Youtube.

Einer, den sie Pauk Si, Teigtasche, nennen, starrt in die Nacht. Aus seinem Smartphone scheppert Imagine von John Lennon. Pauk Si trägt auf dem Oberarm ein Tattoo, das er seiner Mutter gewidmet hat: «Mom» und «Your hug lasts forever». Sie schreibt ihm manchmal. Am Anfang wollte sie ihn überzeugen zurückzukommen. Er schrieb zurück: «Mama, ich bin jetzt ein Soldat. Ich bin jetzt ein Mann.»

Nyan sagt: «Wir sind alle einsam hier.» Um weniger einsam zu sein, reden sie. Meist bis spät in die Nacht, die früh kommt im Dschungel. Manchmal erzählen sie sich Geistergeschichten. Von Rekruten, die von Dämonen besessen waren. Von den Geistern, die in der Nacht zwischen den Hütten herumziehen, der Bambus knarzt, wenn sie nah sind. Nyans Bettnachbarin traut sich nicht mehr, alleine in der Mädchenhütte zu

schlafen. Einmal bäckt sie für die Abendrunde einen Schoko-Keks-Kuchen über dem Feuer, eines dieser Rezepte, die man auf Tiktok findet. Diese Revolution braucht Süsskram und oranges Salzgebäck, von dem einem die Finger klebrig werden, es steht in riesigen Kilo-Büchsen herum. Diese Revolution braucht «Super Coffee Mix», zuckrigen Instant-Milchkaffee, der weckt und wärmt.

An diesem Abend streiten die Revolutionäre über Fussball, Nyan trägt ein Trikot von Manchester United, Anker ist ebenfalls Fan, ein Dritter unterstützt Liverpool. Das Trikot gehört Nyans Freund, den sie im Dschungel kennengelernt hat. Ihr Freund sagt: «Die Liebe ist doch das Wichtigste in der Revolution.»

«Glaubst du, andere junge Menschen auf dieser Welt hören uns?», fragt Nyan. Der Bürgerkrieg in Myanmar ist in Europa und den USA fast ganz aus den Nachrichten verschwunden, kaum jemand kümmert sich darum, andere Kriege sind näher und anscheinend wichtiger.

Aber in den vergangenen Monaten hat die Generation Z in Nepal eine korrupte Regierung gestürzt, im Jahr davor in Bangladesh. In Indonesien, den Philippinen, Madagaskar, Kenya, Frankreich – überall protestieren Junge gegen die Gegebenheiten. 1951 publizierte der junge Amerikaner J. D. Salinger den *Fänger im Roggen*. Fast 75 Jahre später, unter einer solarbetriebenen Sparlampe in der myanmarischen Nacht, sagt Nyan, sie habe noch nie so viel geraucht wie während des Lesens dieses Buches, weil der Typ im Buch ständig rauche. «Das Buch verwirrt dich. Aber es verwirrt dich auf eine gute Art. Die Gedanken des Typs sind gestört. Aber ich verstehe seine Gefühle.»

Wie Holden Caulfield im Buch glauben die jungen Menschen im Dschungel Myanmars, sie seien allein auf der Welt. Glauben, niemand höre und verstehe sie. Ihr Jetzt-oder-nie. Ihr Ich-gegen-die-Welt. Ihr Teil-von-etwas-Grossem-sein. Die Radikalität, die all dem innewohnt. Sie gehen zu Bett auf ihren dünnen Strohmatten und wickeln sich ein in Wolldecken.

Wahrscheinlich sind sie weniger allein, als sie denken. Aber vielleicht erkennt man die Universalität dieser Gefühle erst, wenn man sie selber schon zurückgelassen hat.

*

Eine kurze Pick-up-Fahrt vom Hauptquartier entfernt liegt das Camp, wo die neuen Rekruten trainieren. Die MSRF hat mehrere Camps, nicht nur das Hauptquartier, es ist nötig, sie im Dschungel zu verteilen. Das Militär fliegt Luftangriffe, einmal traf eine Bombe eines der Ausbildungscamps. Hinter den Hütten sind Gräben, in die man bei einem Bombardement hechten kann. Wer schon länger Teil dieser Revolution ist, hat gelernt, die Geräusche am Himmel zu unterscheiden: das Dröhnen eines Passagierflugzeugs, das Sausen eines Düsenjets, das Surren der Drohnen – und der Unterschied im Brummen eines Aufklärungsflugzeugs und eines Bombers: Das Brummen des Bombers ist lauter, er trägt mehr Gewicht.

Sike Htaw kommt gerade von der Front zurück. Jetzt soll er rund 50 Rekruten das Kämpfen im Dschungel beibringen. Htaw ist 29 Jahre alt, seine Unterarme sind gross wie Brotlaibe, ein Überbleibsel seines alten Lebens: Er hat fast zehn Jahre in der thailändischen Hauptstadt Bangkok verbracht, er war einer von unzähligen myanmarischen Gastarbeitern, hat dort Altmetall sortiert. Vor drei Jahren trat er der MSRF bei. «Ich sah mich selber nie als Soldat», sagt er, «meine Familie konnte es fast nicht glauben, ich konnte früher nicht einmal ein Huhn schlachten.»

Es ist frühmorgens, und er scheucht Rekruten durch einen Hindernisparcours aus Bambus. Robben, Klettern, Hangeln, und das im Schlamm. Htaw braucht etwas über fünf Minuten für eine Runde auf dem Parcours, die Rekruten müssen ihn vor dem Frühstück fünfmal hintereinander absolvieren. Man hört nur das Keuchen der jungen Menschen, das Schmatzen ihrer Schuhe, es liegt ein grimmiger Ernst über diesem Morgen, irgendein Duft weht aus dem Unterholz, er riecht wie Pfeffer. Und Htaw erzählt vom Krieg.

Tagelang müssten sie an der Front im Dschungel überleben, erzählt er, das müssten die Rekruten lernen: welche Wurzeln stark genug sind, um sich daran abzuseilen, wie man ein Feuer macht. Ein Guerillakrieg heisst Überraschungsangriffe: Htaw und seine Kameraden attackieren Nachschubkolonnen und Aussenposten, manchmal im Verbund mit anderen Revolutionsgruppen. Ein Guerillakrieg ist kein offener Kampf. «Ständen wir der Armee direkt gegenüber, hätte ich Angst. Die haben Munition ohne Ende. Und wenn wir 100 Soldaten bringen, bringen sie 300.» Die Armee hat Flugzeuge und Artillerie. Ständig schiesst sie Mörsergranaten in den Dschungel, es

ist nur eine Frage der Zeit, bis sie jemanden treffen, «die schiessen wie Verrückte». Die MSRF hatte laut eigener Zählung in den vergangenen Jahren 2 Tote und 7 Verletzte, mehrere davon Schwerverletzte.

Ende Dezember will das Militärregime Wahlen durchführen, mitten im Bürgerkrieg. Internationale Beobachter haben die Wahl bereits als Farce verurteilt. Aber das Militär will vor dem Urnengang noch möglichst viele Gebiete erobern. Noch vor wenigen Monaten sah es so aus, als könnten Myanmars Aufständische vielleicht gewinnen, sie rückten plötzlich vor in die Vororte von grossen Städten. Viele Gebiete hat das Militär in den vergangenen Wochen zurückerobert. Htaw sagt, auch die MSRF sei auf dem Rückzug.

Die Rekruten machen jetzt Liegestütze und Klimmzüge. Htaw schreitet durch die Reihen. Er ist zufrieden, die Rekruten werden immer schneller im Hindernisparcours. Das Marschieren klappt schon gut. Das beste Alter für einen Soldaten, sagt Htaw, sei zwischen 23 und 30, dann habe man die mentale Reife für den Krieg. Viele seiner Rekruten sind jünger.

Manchmal denkt Htaw über das Leben in Thailand nach, das er zurückgelassen hat. Er chattet mit alten Freunden, die sich im Nachbarland irgendwie durchschlagen. Es ist der Weg, den die meisten Jungen in der Provinz Mon gehen: so bald wie möglich ins Ausland, Geld verdienen. Sie landen auf Baustellen in Thailand, in Recyclinganlagen, in Cafés als Serviererinnen. «Jeder hat seine Probleme, wo auch immer man ist», sagt Htaw. In Bangkok sei er ein Diener gewesen, und die Stadt sei teuer, als Gastarbeiter nehme man am Leben nicht wirklich teil. Freunde von ihm haben gerade ein Kind bekommen, sie werden es zur Adoption freigeben, sie können es sich nicht leisten. «Das Leben war . . . sehr roboterhaft.»

Als er das erste Mal eine Waffe in der Hand gehalten habe, erinnert sich Htaw, habe er gezittert. Und jetzt, wenn er einen Soldaten des Regimes sehe, sei er begeistert zu schiessen. Wenn er nicht an der Front ist, vermisst er es.

Nyan hat das Training beobachtet. Sie hat mit dem Handy ein paar Videos für Social Media aufgenommen. Die Rekruten fassen nach den Liegestützen ihr Holzgewehr, das sie während der Wochen des Trainings ständig mit sich herumtragen müssen. Nachts müssen sie damit schlafen und dürfen es nicht loslassen. Nyan steht

etwas entfernt, schaut auf die Rekruten und sagt sehr ernst: «Das sollte nicht unser Leben sein. Wir sollten herumhängen und Spass haben.»

*

Es gibt Momente in diesen Tagen im Dschungel, in denen sich Revolution fast leicht anfühlt. Immer dann, wenn Nyan und ihre Kameraden auf die Ladenfläche des Pick-ups klettern. Wenn man dort hinten aufsteht und der Fahrtwind das schweissnasse Gesicht kühlt, wenn einen die Schlaglöcher herumwerfen und alle lachen, wenn man sich streckt und über die Führerkabine blickt – dann kann man fast über die Berge in die Weite sehen, aber nie ganz.

Einmal fährt der Pick-up zum Camp der Drohnenpiloten. Sie schrauben in ihrem Versteck an Fluggeräten, den Drohnenkrieg haben sie sich von der Ukraine abgeschaut: Sie kaufen chinesische Landwirtschaftsdrohnen im Internet und bestücken sie mit Sprengstoff. Ein Teenager erzählt, er sei vor der Zwangsrekrutierung des Militärs aus der Grossstadt Yangon geflohen. Seit Anfang 2024 werden junge Männer zwischen 18 und 35 vom Militär für den Bürgerkrieg zwangsrekrutiert, junge Frauen betrifft es zwischen 18 und 27. Es sei denn, sie haben Geld oder gute Verbindungen. Wem beides fehlt, dem bleibt die Wahl zwischen Revolution und Militär. Der junge Drohnenpilot wählte die Revolution. Er hat zwei Freunde, die im Militär eingezogen wurden.

Er sagt: «Manchmal denke ich an sie. Ich habe Mitleid mit ihnen. Wenn ich ihnen im Gefecht begegnen würde und sie aufgeben, würde ich sie gut behandeln. Sonst würden wir beide tun, was wir tun müssen.»

Laut eigener Zählung hat die MSRF allein in diesem Jahr 229 gegnerische Soldaten getötet und 57 verwundet. Die Rekruten der Revolution lernen, dass ihre Gegner Unmenschliches tun, sie bombardieren Zivilisten, sie vergewaltigen, sie morden. All diese Verbrechen sind gut dokumentiert. Die Rekruten lernen, dass ihre Gegner keine Menschen mehr sind. Aber nicht wenige sind ihre Altersgenossen.

Einmal fährt der Pick-up zu einem Aussenposten, bemannt mit einer kleinen Truppe Soldaten, die unter Plastikplanen in die Berge blicken, hinter denen das Militär postiert ist. Es wird bald wieder regnen, es donnert schon. Der Befehlshaber sagt: «Es

ist traurig, dass wir uns gegenseitig umbringen. Die da drüben, das sind manchmal nur Kinder.»

Der Waffenmeister Anker ist mitgekommen zum Aussenposten, er muss ein fehlerhaftes Gewehr abholen. Er sagt: «Ich will keine Rache. Wir bekämpfen keine Soldaten. Wir bekämpfen ein System.»

Die Revolution soll das System zerschmettern, darüber sind sich alle einig. Aber was genau das System ist, darauf hat jeder seine eigene Antwort. Die einen wollen die Gleichberechtigung der Ethnie der Mon, sie wollen ihre eigene Sprache sprechen und dass Mon-Kinder in ethnisch gemischten Schulen nicht mehr gemobbt werden. Nyan und die anderen jungen Frauen in der Revolution bekämpfen das Patriarchat. Die ehemaligen Gastarbeiter wollen den Kreislauf der Migration brechen, der so viele junge Menschen zwingt, ihr Glück im Ausland zu suchen. Anker will einfach, dass seine Heimat endlich einmal Frieden kennt und ihre Bewohner Freiheit.

Ein Soldat sagt: «Ich habe mir von meinen Eltern schon nichts sagen lassen. Dann lass ich mir von einem Militärdiktator auch nichts sagen.» Revolution als konsequenteste Rebellion gegen die Welt der Erwachsenen.

Nyan sagt: «In der Stadt heucheln alle. Alle wollen Geld und Luxus, die Jungen schauen nur auf ihr Äusseres und reden darüber, was sie für ein Motorrad wollen. Sie geben alle vor, jemand anderes zu sein. Und die Erwachsenen heucheln auch. Sie tun so, als dürften sie sagen, was sie denken.»

Ich hatte irgendwie Angst davor, stehen zu bleiben, glaube ich – ich weiss es nicht mehr, wenn ihr's genau wissen wollt. Ich weiss, dass ich erst wieder stehen blieb, als ich schon weit in den Sechzigern war, nach dem Zoo und so. Dann setzte ich mich auf eine Bank. Ich kriegte kaum noch Luft, und ich schwitzte immer noch wie blöd. Da sass ich ungefähr eine Stunde, schätze ich. Schliesslich fasste ich einen Entschluss, den Entschluss wegzugehen. – aus Der Fänger im Roggen von J. D. Salinger

Der Fänger im Roggen erschien erst 1987 auf Burmesisch, der Übersetzer Mya Than Tint sagte einmal, die Generation der 1980er Jahre habe ihn dazu inspiriert, das Buch zu übersetzen. Es war dieselbe Generation, die ein Jahr später gegen das Regime auf die Strassen ging.

Nyans Interpretation des Buchs ist: Du musst deinen eigenen Weg finden in dem ganzen Wahnsinn, den dir die Welt entgegenwirft, und ihn gehen. «Die meisten verpassen den Moment. Die meisten irren immer weiter.» Anders als Holden Caulfield, der Typ im Buch, der am Ende doch heimkehrt zu seinen Eltern, ist sie tatsächlich weggegangen.

Die jungen Menschen, die für diese Revolution in den Dschungel Myanmars zogen, können nicht mehr nach Hause. Sie würden inhaftiert oder Schlimmeres. Ihre Entscheidung ist unumkehrbar, sie tragen ständig ihr Gewicht. Sind sie jetzt frei? Oder wann sind sie es?

*

Es gibt jemanden im Hauptquartier, der noch älter ist als der Kommandant Major Htoo. Man könnte ihn übersehen, sollte es aber nicht: Koko Gyi, 56 Jahre alt, der Koch. Eine Revolution braucht gutes Essen, «das gibt Kraft», sagt Gyi. Also kocht er zweimal am Tag im hinteren Teil des Camps in einem russschwarzen Topf den Reis für die Truppe. Daneben frittiert er Fischstücke oder kocht scharfe, ölige Currys ein, in denen ganze Eier schwimmen. Sein schwerer Bauch kommt gefährlich nahe ans Feuer und an die heissen Töpfe. Er hat eines der Hühner im Camp adoptiert, es hüpft manchmal auf den Tisch, und er füttert es mit der Hand.

Bis 2021 arbeitete Gyi in Yangon bei der nationalen Eisenbahn als Techniker. Seine Chefs waren Offiziere, die im Militärdienst nicht mehr gebraucht und in den Staatsdienst verschoben wurden und nichts wussten über die Eisenbahn. «Unser Land wird von Idioten regiert. Die glauben, der Himmel habe sie geschickt, um die Menschen herumzukommandieren.» Auf dem Oberarm trägt er ein verblasstes Tattoo eines Pfaus. Es ist das Symbol der Partei der Friedensnobelpreisträgerin Aung San Suu Kyi. Er liess es sich 1988 stechen, er war einer der Jungen, die damals gegen das Regime auf die Strasse gingen.

Er prügelte sich in Yangon mit Polizisten, aber damals gab es kein Internet, die Proteste waren gewalttätig und unkoordiniert. Gyi zog sich nicht zurück in den Dschungel, er hatte eine Familie zu versorgen. Er tauchte nur ein paar Monate unter, dann reihte er sich wieder ein ins System.

Diesmal soll alles anders sein. «Wir waren Wasser. Sie sind Öl», sagt er und meint, dass die Jungen heute viel zäher seien, als er und seine Freunde damals, «diese Generation ist die beste». Gyis Sohn kämpft als Soldat an der Front, Gyi zog mit ihm in den Dschungel. Alle Soldaten seien seine Kinder, sagt er, er kocht für sie, wie es ihre Mütter oder Grossmütter daheim taten.

«Diese Generation hat das Internet. Wir wussten nicht, was vor sich geht in der Welt, wie andere leben. Die wissen das alles», sagt Gyi. Die Revolution 1988 sei gescheitert. Diesmal werden es die Jungen besser machen, glaubt Gyi. «Eine Generation muss sich opfern, damit die nachkommende nicht leidet», sagt Gyi. Jetzt ist die nächste dran.

Major Htoo sitzt vor seinem Haus auf einem Plastikstuhl, die Tage im Dschungel neigen sich dem Ende zu, und er hat eingeladen, um sich zu verabschieden. Er hofft, die Revolution ende bald. Er weiss, dass sich ein Jahr für seine Revolutionäre noch viel länger anfühlt als für ihn. «Ich werde alt. Und ich bin traurig, dass das alles so lange dauert.» Er hat Angst, dass Myanmar nicht mehr aus dem Teufelskreis aus Gewalt und Gegengewalt findet. Er hofft, diese Generation mache alles besser, dank dem Internet hätten sich die Grenzen zwischen den Ethnien aufgeweicht, man rede miteinander, sehe, dass man eigentlich gar nicht so verschieden sei.

«Wenn wir diesmal nicht gewinnen, wird es nie enden», sagt Htoo.

Während der Tage im Dschungel hat sich eine der prominentesten Revolutionsgruppen zurückgezogen und befindet sich in Waffenstillstandsverhandlungen mit dem Regime. Eine zweite grosse Gruppe hat angekündigt, Verhandlungen aufzunehmen. Es wird immer wahrscheinlicher, dass dieser Bürgerkrieg nicht damit endet, dass Revolutionäre in die Städte Myanmars marschieren. Sondern mit Verträgen an einem Verhandlungstisch. Nicht im Triumph, sondern im Kompromiss.

Es ist nicht immer einfach, mit den Menschen im Dschungel über ihre Zukunftspläne zu sprechen, weil die revolutionäre Gegenwart alles davor und danach auffrisst. Major Htoo sagt: «Ich würde in Frieden leben. Endlich keine Waffe mehr halten. Vielleicht würde ich irgendwo ein Café eröffnen.» Anker sagt, er würde sich ein

schweres Motorrad kaufen und damit durchs Land reisen. Nyan würde gerne ein Buch schreiben.

*

Immer samstags dürfen die Revolutionäre Alkohol trinken. Am späten Nachmittag fangen die Bierdosen an zu zischen. Und das Hauptquartier wird von einer seltsamen Stimmung erfasst, irgendetwas zwischen Melancholie und Überschwang, immer hin- und herschwankend, nie dazwischen.

Nyan steht vor einer Karte, die an eine Hüttenwand gepinnt ist, sie zeigt die Provinz Mon. Nyan deutet auf den Ort, wo das Hauptquartier eingezeichnet ist. «Jeden Morgen stehe ich vor dieser Karte, rauche und schaue, wo wir sind. Dann suche ich mein Daheim. Und ich frage mich, wie ich je nach Hause komme.»

Es wird noch einmal Abend und Nacht. Alle sitzen unter den Sparlampen. Jemand hat eine Gitarre und stimmt Revolutionslieder an. Anker hat irgendwo einen riesigen Fisch aufgetrieben und dämpft ihn in Bananenblättern auf dem Grill. Nyans Bettnachbarin hat dazu eine Zitronensauce zusammengerührt, das Rezept hat sie im Internet gefunden. Nyan ist verschwunden.

Plötzlich steht sie draussen vor der Hütte. Sie hat sich einen Strohhut aufgesetzt und ein Sturmgewehr über die Schultern geschlungen und lacht ihr vibrierendes Lachen. Sie hält angetrunken einen Monolog, und alle hören zu. Es geht um die Liebe, um Dankbarkeit, ums Einander-Verstehen, ums Geld, das gar nicht so wichtig ist, und darum, was eben wirklich zählt im Leben.

All die Dinge, die sie sich selber und andere ihr aufgeladen haben, kurz scheint es, als werfe sie alles ab. Der Monolog ist zu Ende. Nyan ruft: «Und jetzt macht noch ein paar Fotos, wie wir einfach jung sind.»